Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

43. Jahrgang.

Eine wöchentliche Beilage: Zur kirchlichen Zeitgeschichte; **zwei monatliche Beilagen:** Blätter für Jugendarbeit und Missionsblatt.

1910 **Berlin-Bremen, den 27. April.** Nr. 17

Erscheint jeden Mittwoch. — **Preis:** Vierteljährlich 1,50 Mark. **Bei direkter Zusendung** 40 Pf. für Porto mehr. — **Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.** Postzeitungsliste 6244a. — **Anzeigen** pr. Zeile 30 Pf., **Reklame** pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Pflichtgefühl und Gottesglaube. Von A. König. — Nachwort zu dem Aufsatz: Steudel über die geschichtliche Existenz Jesu. Von Paul Wilh. Schmiedel. — Vergangenheitsblüten. Von Frau Prof. L. Bräutigam. — Von Kunst und Künstlern. Von Bruno Meyer. — Bodelschwingh. Von Saxo. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Pflichtgefühl und Gottesglaube.

Moritz Busch erzählt in seinen Tagebuchblättern: Bismarck äußerte sich Ende September 1870: „Das Pflichtgefühl des Deutschen, der sich einsam im Dunkeln erschießen läßt, haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Rest von Glauben in unserem Volke, davon, „daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht." Als jemand ihn fragte: „Glauben Sie, Exzellenz, daß sie darüber nachdenken?" gab Bismarck die vortreffliche Antwort: „Nachdenken — nein, es ist ein Gefühl, eine Stimmung, meinetwegen ein Instinkt. Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sich's aus." Was Bismarck in diesen Worten ausgesprochen, ist ihm aus den Tiefen seiner eigenen Seele gedrungen. Wir haben hier eine Offenbarung dessen, was in ihm selber lebte und webte. Tugend, Pflichtgefühl, Gewissen waren ihm aufs innigste mit dem Gottesglauben verwachsen, er wußte nichts von einer religionslosen Moral, sondern hinter der heiligen, den Menschen verpflichtenden Macht des kategorischen Imperativs stand ihm der Ewige selbst. Was ihn innerlich trug, ihm Halt und Stütze bot und Richtlinien für sein Leben gab, es war sein Glaube. Er hätte es wie eine Preisgabe, wie eine Vernichtung und Auflösung seiner Persönlichkeit empfunden, wenn er sein inneres Sein wieder hätte lösen sollen von dem Lebensgrund, auf dem es gewachsen war und aus dem es Kraft und Freudigkeit gesogen. So hat er es für seine eigene Person während des deutsch-französischen Krieges bezeugt: „Warum sollte ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit tun zu müssen? Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland." Noch stärker hätte er die religiöse Verankerung seines Daseins nicht betonen können. Von sich aber schloß er, und wohl nicht mit Unrecht, auf andere. Freilich, es ist nicht immer bewußte Frömmigkeit, die das Pflichtgefühl trägt und lebendig erhält. Es ist eine sehr feine Bemerkung von Bismarck, die den Menschenkenner und Psychologen verrät, wenn er die in der Volksseele noch verborgen ruhende Frömmigkeit als Gefühl, Stimmung, Instinkt bezeichnet, also als unbewußte Frömmigkeit, und hinzufügt: „Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sich's aus." Ja, wer mag sagen, wieviel Frömmigkeit schon durch Reflexionen und theoretische Erwägungen getötet worden ist. Die Schlange, die einst zum Weibe gesprochen: „Ja, sollte Gott gesagt haben," sie naht dem Menschen noch heute, sie gleitet vom Kopf zur Seele herunter und unter ihrem gefährlichen Biß stirbt nur zu oft der Gottesglaube und mit ihm Gewissen und Pflichtgefühl. Eine Oberflächenkultur des Kopfes hat noch immer die Seele entleert und entheiligt. Die Vergötterung des sogenannten gesunden Menschenverstandes hat nicht selten zum Sturz der inneren Heiligtümer geführt. Die Kriege, die der Rationalismus geführt hat, zumal wo er mit dem Materialismus ein Lebensbündnis schloß, sind nicht immer heilige Kriege gewesen, sondern haben oft das Beste und Tiefste im Menschen zerstört. Nicht wie ein König, sondern wie ein Tyrann, wie ein Scharfrichter und Henkersknecht hat er mitunter an der Seele gehandelt und unter dem Beil, das dem Gottesglauben den Garaus machte, ist auch viel Pflichtgefühl gefallen. Durch die Vivisektionen, die der Intellekt vornahm an dem quellenden, flutenden, geheimnisvoll rauschenden Seelenleben ist die Menschheit innerlich nicht reicher geworden. Das Wissen, das nicht in die Tiefe führte, ward zum Grabe des Gewissens und während man lustig immer neue Früchte vom Baum der Erkenntnis pflückte und es sich wohl sein und schmecken ließ, merkte man nicht, wie man innerlich moderte und wie die Engel Gottes Ade zur Seele sagten.

Mit bitterer Ironie bemerkte Bismarck einmal im Reichstage: „Diejenigen unter Ihnen, die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen Sie Ihre Handlungen in dieser Welt einrichten, doch wesentlich nur die fossilen Überreste des Christentums ihrer Väter sind." Auch in diesem Ausspruch sehen wir den Gedanken wiederkehren, der Bismarck tief eingewurzelt war, daß Gottesglauben und Pflichtgefühl innigst zusammen gehören. Alle Lebensäußerungen, sofern sie sittlich orientiert sind, erscheinen ihm als Ausfluß einer der Seele noch nicht völlig abhanden gekommenen Religiösität, als eine Art unbewußtes Christentum, mag man auch verstandesgemäß dasselbe ablehnen und für überwundenen Standpunkt erklären.

Wohl gibt es auch unter theoretischen Atheisten mitunter ein Menschentum, welches sich das Goethesche Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ zur Lebenslosung wählt und das Banner treuer Pflichterfüllung und tatkräftiger Menschenliebe entfaltet, wohl kann eine innerlich vornehme und ritterliche Gesinnung auch in solchen Kreisen lebendig sein, die das Prädikat „christlich“ mit Bewußtsein von sich weisen, aber wenn man den Blick aufs große Ganze richtet und die Blätter der Geschichte reden läßt, muß man doch zugeben, daß es für ein Volk keinen größeren Lebensverlust geben kann, als wenn ihm der Gottesglaube allmählich schwindet. Der Verlust an religiösem Leben bedeutet auch immer eine schwere sittliche Schädigung, wie denn mit dem Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins auch das sittliche Leben wieder emporsteigt, die Kräfte wachsen, das „du sollst“ als heilige Flamme in den Seelen glüht und das Volk — wir brauchen nur an die Freiheitskriege zu denken — einen neuen vaterländischen Frühling, ein nationales Pfingsten erlebt.

So mag uns Bismarck auch in der Richtung hin ein getreuer Ekkehard sein, daß er uns mahnt, den Gottesglauben als heiliges Vätererbe festzuhalten, ihn im Volke neu zu beleben und immer tiefer in ihn hineinzuwachsen, weil in ihm ruhen die starken Wurzeln sittlicher Lebenskraft und losgelöst von ihm Gewissen und Pflichtgefühl nur gar zu leicht zu kümmerlichen Pflanzen werden, die dahinwelken und sterben, weil es ihnen am Sonnenlicht und Himmelstau und kräftiger Nahrung gebricht.

Pferdsdorf (Rhön). A. König, Pfarrer.

Nachwort zu dem Aufsatz: Steudel über die geschichtliche Existenz Jesu.

In eigner Sache.

Von Professor D. Paul Wilh. Schmiedel in Zürich.

Es hat mich sehr gefreut, daß mein Herr Kollege Weinel in Jena einem Mißbrauch meines Urteils über Smith (Der vorchristliche Jesus, 1906) energisch entgegengetreten ist, den sich Drews dort nach dem Bericht der „Jenaischen Zeitung“ vom 27. Januar d. J. im Schlußwort der Diskussion erlaubt hat. Aber das kann ich nicht ohne Erwiderung lassen, was er über dieses mein Urteil[1]) vorigen Herbst den „Freunden der Christlichen Welt“ vorgetragen und jetzt in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1910, S. 13 veröffentlicht hat:

„Es war aber von Schmiedel ein nicht bloß taktischer Fehler, daß er zu der deutschen Übersetzung von Smith eine Vorrede schrieb, in der er nicht nur behauptete, es sei nicht leicht, Smith zu widerlegen, sondern weiter, daß Smiths Kenntnisse „keineswegs jedem Theologen, auch nicht jedem streng wissenschaftlich arbeitenden, zu Gebote“ ständen, und in der er von der „Kunst seiner wissenschaftlichen Methode“ spricht. Das ist einfach falsch. Und es geschieht auch Schmiedel nur recht, wenn man ihn, trotzdem er selbst sagt, daß er nichts von Smiths Konstruktionen für richtig halte, überall als Eideshelfer aufruft — nach Abzug der „theologischen Arabeske“[2]). Es wird Bousset ähnlich ergehen“. .

Was ich geschrieben habe, halte ich aufrecht, und will genauer sagen, wie es gemeint war.

Bei den theologischen Kenntnissen von Smith dachte ich vor allem an seine Bekanntschaft mit verschiedenen semitischen Sprachen, über die nicht jeder von uns verfügt. Und ich bin es Smith schuldig, ihn in einem bestimmten Punkte gegen Weinel (S. 5) in Schutz zu nehmen. Seit meinem in der vorigen Nummer gegebenen Hinweis auf eine jüdische Quelle, die das Wort „Nazareth“ genau mit dem von Smith vorausgesetzten Buchstaben schreibt, ist es nicht mehr möglich, zu bezweifeln, daß seine Hypothese nach der sprachlichen Seite zulässig ist.[3]) Um nicht von neuem mißverstanden zu werden, füge ich hinzu, daß sie zu den Punkten gehört, von denen ich angekündigt habe, ich werde sie bekämpfen, was ich denn auch in der letzten Nummer schon getan habe.

Als ich von Smiths Kenntnissen sprach, dachte ich ferner, um nur zwei hervorstechende Punkte zu erwähnen, daran, daß ein Zauberpapyrus und eine bei einer gnostischen Sekte sich findende Gestalt des Gleichnisses vom viererlei Acker in den Kreis der Untersuchung gezogen und darauf angesehen werden müssen, ob sie Aufschluß über eine Vorstufe des Christentums geben. Ich erleichtere vielleicht manchem Kollegen das Geständnis, daß er das vor Smith nicht gewußt hat, wenn ich mit diesem Geständnis vorangehe. Um nicht von neuem mißverstanden zu werden, füge ich hinzu, daß diese beiden Punkte zu denen gehören, von denen ich angekündigt habe, ich werde sie bekämpfen.

Was ich mit der Kunst der wissenschaftlichen Methode von Smith gemeint habe, kann ich am besten an einem Beispiel deutlich machen. Harnack hat in seinem Buche über die Apostelgeschichte (1908, S. 188—198) einen ausführlichen Beweis dafür angetreten, daß in dem sogenannten Aposteldekret (15, 20. 29. 21, 25) den Heidenchristen nicht solche Dinge verboten werden, die den Judenchristen aus rituellen Gründen anstößig waren, nämlich Genuß von Götzenopferfleisch, von Blut, von Ersticktem (d. h. von Fleisch, aus dem das Blut beim Tode des Tiers nicht herausgelaufen war), sowie Unzucht (worin diese gerade hier zu sehen ist, dürfen wir jetzt unerörtert lassen). Verboten seien vielmehr nur religiös-sittlich anstößige Dinge, nicht Götzenopferfleisch, sondern Götzendienst, nicht Blutgenuß, sondern Mord, sodann Unzucht; das „Erstickte“ sei ein späterer Einschub. Ich mache hiergegen jetzt nur zwei Erwägungen geltend, die ohne weiteres zu überblicken sind. Da es sich um eine erschöpfende Formel für das handelt, was den Heidenchristen verboten sein soll, würde man neben Götzendienst und Unzucht nie bloß den Mord genannt haben. Die von Harnack selbst bearbeitete „Lehre der zwölf Apostel“ zeigt, daß man weit mehr Sünden zu verbieten nötig fand; ja, sogar so knappe und auf Vollständigkeit gar nicht ausgehende Zusammenstellungen wie in 1. Petr. 4, 15 oder

[1]) Es lautet: „Insbesondere in Professor Smith würde man einen Mann kennen lernen, den zu widerlegen wirklich nicht so leicht ist. Schon die theologischen Kenntnisse dieses Mathematikers stehen keineswegs jedem Theologen, auch nicht jedem streng wissenschaftlich arbeitenden, zu Gebote. . . . Noch überraschender jedoch wirkt die Kunst seiner wissenschaftlichen Methode, die bei noch so kühnen Kombinationen doch immer den Eindruck eines wohlfundierten Baues macht, der ganz nach denselben Grundsätzen errichtet ist wie die anerkanntesten Beweisführungen. Wir versagen es uns natürlich, hiervon Beispiele zu geben. Möge der Leser selbst die Beobachtung machen, wie er anfangs nichts als leicht zu umgehende Steine aufrichten, dann aber plötzlich sie zu einer Mauer zusammenfügen sieht, von der er vorerst absolut nicht weiß, wie er sie durchbrechen oder übersteigen soll. . . . Wenn ich, wie vorauszusehen, mich früher oder später über die Aufstellungen von Professor Smith näher aussprechen muß und dabei seine Resultate in allen Hauptpunkten bekämpfen werde, so tut dies meiner Wertschätzung seiner anregenden und in der beschriebenen Weise fördernden Arbeit keinen Eintrag.“ Die „beschriebene Weise“ der Förderung der Wissenschaft besteht darin, „zu ihrer Klärung beizutragen, zur Revision ihrer Fundamente aufzufordern und dabei eine kleinere oder größere Zurechtstellung derselben herbeizuführen.“

[2]) Gemeint ist mit diesem Ausdruck eines „Monisten“, daß ein Theolog selbstverständlich stets beifüge, an der Geschichtlichkeit Jesu müsse festgehalten werden.

[3]) Im übrigen verweise ich zur Unterstützung hierfür auf meine Neubearbeitung von Winers Grammatik § 5, Anmerkung 58, auf Gen. 13, 10 und Jer. 31 (48), 34 bei den Septuaginta, auf Nestle, Zeitschrift für neutest. Wissenschaft 1902, S. 171, und Lewy, Fremdwörter 107 f.

in dem bekannten Briefe des Plinius an Trajan über die Christen enthalten weit mehr. Also schon beim „Blut“ ist Harnacks Auffassung unannehmbar. Und daß nicht Götzenopferfleisch, was in der zweiten und dritten der drei Aufzählungen ausdrücklich dasteht, sondern Götzendienst verboten sei, gewinnt Harnack nur dadurch, daß es in der ersten heißt: die Befleckungen durch die Götzen. Diesen Ausdruck deutet er auf Götzendienst überhaupt und erklärt diesen Sinn für maßgebend auch für die zwei anderen Stellen, weil er in der ersten vorkomme. Dieses Vorgehen ist durch nichts zu rechtfertigen. Vielmehr hat selbstverständlich der eindeutige Ausdruck den Ausschlag zu geben, auch wenn er nicht in der ersten Stelle steht. Und damit fällt nach Harnacks eigenem Zugeständnis (S. 188f.) seine ganze These, zu deren Erhärtung er zwei Bücher geschrieben hat, daß nämlich die Apostelgeschichte von einem Begleiter des Paulus verfaßt sei.

Nun stimmt Weinel dieser These sicherlich nicht zu. Sollte es aber doch der Fall sein, so brauchte ich mich nur an einen der ihm nahestehenden Theologen zu wenden, von denen ich weiß, daß sie es nicht tun. Ich frage nämlich: wenn jemand hier von Harnacks „Kunst der wissenschaftlichen Methode“ spräche, würde man darauf sagen: „Das ist einfach falsch“? Ich meine, man würde die Kunst der Methode (von der ich im obigen eine Vorstellung zu geben gar nicht versucht habe) voll anerkennen, aber hinzufügen, Harnack sei an entscheidenden Punkten von unzulässigen Voraussetzungen ausgegangen und deshalb zu einem völlig falschen Resultat gelangt.

Ganz ebenso ist es nun bei Smith. Ich greife nur den von Weinel (S. 11) bemängelten Abschnitt heraus. Man wird nicht leugnen können, daß es sehr auffällig ist, wenn es Apostelgesch. 18, 25 heißt, Apollos habe genau die Lehre über Jesus vorgetragen, wobei er nur von der Taufe des Johannes wußte. Ich kann mich nicht wundern, daß Smith nicht zu der Lösung gegriffen hat, die Weinel gibt: daß einer, der Christ werden wollte, getauft wurde, sei damals noch nicht allgemein üblich gewesen. Paulus setzt (Gal. 3, 27, Röm. 6, 3f. und sonst) fraglos voraus, daß jeder Christ getauft war. Von Jesus leite ich die Taufe so wenig her wie Weinel; ich muß aber annehmen, daß sie sofort mit Beginn der Mission in allgemeine Übung gekommen ist. Ich komme also mit obiger Stelle über Apollos nur durch die Annahme aus, ihr Schluß sei vom Bearbeiter zu den Worten seiner Vorlage in einer bestimmten Absicht hinzugefügt worden (s. meinen Handkommentar zu den Korintherbriefen, Einl. IV 1). Ich darf mich aber keineswegs wundern, daß Smith auch hierzu nicht gegriffen, sondern geschlossen hat, Apollos verkündige hier einen Jesus, dessen Anhänger man sein könne, ohne auf ihn getauft zu sein, also nicht den von Nazareth. Falsch ist freilich die Voraussetzung, daß die Apostelgeschichte ein Buch sei, in dem man Spuren eines solchen vorchristlichen Gottes namens Jesus, falls er überhaupt existiert hätte, noch suchen dürfe, und damit fällt Smiths Hypothese, aber noch nicht die Kunst seiner Methode (wie diese sich weiter zeigt, dürfen wir hier nicht ausführen).

Zum Schluß bitte ich noch eins freundlichst zu bedenken. Ich hatte die Absicht, die Theologen mit Einschluß meiner Herren Kollegen zur Beachtung der Arbeiten von Smith und seinen Gesinnungsgenossen zu bewegen. Würde ich damit wohl viel Erfolg gehabt haben, wenn ich sofort mit meinen ungünstigen Urteilen über Smith hervorgetreten wäre? Ich durfte also zunächst nur die günstigen aussprechen. Die ungünstigen habe ich angekündigt und mitten im Aussprechen der günstigen schon angedeutet. Ich hoffte verstanden zu werden, wenn ich schrieb, es sei die Kunst seiner Methode, wovon ich sprechen wolle; sie wirke überraschend; sie mache den Eindruck eines wohlfundierten Baues; die Kombinationen seien sehr kühn; vorerst wisse man absolut nicht, wie man sich seiner Beweisführung erwehren solle. —

Im Märzheft der Preußischen Jahrbücher nennt Professor Schneidewin in Hameln zu Eingang eines Aufsatzes über „Arthur Drews' Christusmythe und die religiöse Krisis überhaupt“ als Drews' Gesinnungsgenossen Kalthoff, Robertson (mit Hinweis auf Drews S. VI), Burnouf, Hochart, Smith, und fährt dann fort (S. 394): „Am nächsten kommen diesen Gelehrten durch ihre Untersuchungen noch der Schweizer Paul Schmiedel, die Deutschen K. Vollers, P. Jensen und Gunkel (Drews S. VII—IX).“

Wer aus der vorigen Nummer oder aus meinen früheren Schriften meine Stellung zu der von Drews behandelten Frage kennt und wer von der Gunkels auch nur eine Ahnung besitzt, wird sich leicht von der Gewissenhaftigkeit überzeugen, mit der Professor Schneidewin sich und seine Leser informiert hat. Dabei läßt er ganz deutlich erkennen, daß er, um über Drews und eine ganze Reihe anderer Forscher zu berichten, einzig Drews gelesen hat. Dieser aber gibt an der benutzten Stelle über mich obendrein — ganz korrekt — weiter nichts an, als daß ich auf Kenntnisnahme von den Schriften seiner Gesinnungsgenossen gedrungen habe. Und da darf in einem so angesehenen Blatte wie den Preußischen Jahrbüchern ein so entstandener Bericht stehen!

Vergangenheitsblüten.

Es war in den Tagen, da sie Walther Leistikow zu Grabe getragen, einen der Besten, der mit Seheraugen die stille Schönheit einer bis dahin verkannten Natur erschaut, der mit Herzensverstehen in Farbensymphonien wiedergab den ganzen Reiz einer Gegend, die jetzt erst, nach Jahren, auch anfängt, in ihrer schlichten sommerlichen Frische gewürdigt zu werden, in dem ruhvollen Dämmern ihrer weiten Forste, mit dem hellichten Blinken der vielhundert schimmernden Augen ihrer schilfumbuschten Seen.

Auch ich hatte an einem Sommerferientage meinen Weg anders gewandt als bisher, der lockenden Bergwelt unseres Südens diesmal untreu geworden, sollte ich dennoch erleben einen Schein von noch viel glutender Sonne, die auch wir einst gesucht, unter der wir gestaunt über das farbenprächtige Leben, das sie schon längst zu wecken gewußt, als unser Norden noch schlief in unentwirrtem Nebeltraum.

Meine Hängematte war festgebunden im märkischen Lande zwischen hohen Kiefernstämmen, in wohligem Nichtstun lauschte ich dem leisen Raunen der schwanken Zweige hochoben, wo von Himmelblau umspielt die alte Weltenweise webt, folgte durch den grünen Wälderschleier dem glitzernden Spiegelglanz der plätschernden Wellen dort unten, — ein weißes Segel zieht von ferne wie ein seliger Traum vorbei.

Da rascheln die Gräser, staubbedeckt von langem Marsch durch fußhohen Sand schleppt unser selten bemerkter „Postrat“ ein schweres Paket mir zu. Eingeschrieben! Zwei starke Bände, Großoktav, 228 und 222 Seiten. In jenen Wochen hatte ich nichts lesen wollen.

Doch dies war kein gewöhnliches Buch, ist ja ein duftiger Strauß voll schimmernder Blüten, voll Schönheit und Poesie. Hellblaugrauer Umschlag, darauf goldschimmernde Kieferzweige mit dichten Nadelbüschen und rundlichen Zapfen umranken gefällig das Bild eines provenzalischen Mädchens in seiner Heimattracht, im Hintergrunde ragen ehemalige Tempelsäulen. Der Titel lautet: **Souvenirs du Passé, Le Costume en Provence par J. Charles Roux.** (Lemerre-Paris, Rey-Lyon, Ruat-Marseille.)

Und Seite um Seite wunderbare Bilder, die Entwicklungsgeschichte der so gefälligen provenzalischen Tracht an der Hand des historischen Werdeganges des Landes, im Lichte der Sänger und Dichter und Maler der Gegend, voll feinsten künstlerischen Duftes, im ganzen Reiz der klargeschauten Volkespsyche; die Wiedergabe bemerkenswerter Dokumente älterer und neuerer typischer Architekturdenkmäler, die schwarzen und farbigen Darstellungen einzelner Bekleidungs- und Schmuckgegenstände, sowie besonderer Charakterköpfe und ganzer Personengruppen, die anschaulich vorgeführten Volksfeste und Feiertage mit ihren Gebräuchen und Veranstaltungen, die so sehr das Ganze belebenden Auszüge aus den Werken der Künstler des Landes und auch wieder solcher aus dem Schaffen derer, die in Wort und Bild den Führern für ihr Wirken gedankt. Der ganze außerordentlich feinsinnige Buchschmuck schon für sich ganz allein macht diese zwei Bände zu einem wahren Schatz für jede Bibliothek, für den Tisch vor dem Kamin in herrschaftlicher Halle, wo sich die Familie mit ihren Gästen versammelt in Feier- und Mußestunden.

Beim Rauschen des nordischen Waldes, beim Zirpen des traulichen Heimchens in der märkischen Heide habe ich geschwelgt in den reichen Bildern, zu denen die Cigale der Provence zwischen Oliven und Zypressen das Leitmotiv hell geigte, habe nach langem Beschauen der Ansicht, die das zusammenfassende Schlußkapitel einleitet, der südländischen Kiefern mit breitausholenden Wipfeln, solche Worte des Buchs leise mitgesprochen: „Der Heimatboden formt wunderbar seine Menschen; in einem Städtchen der Provence trägt ein altverwitterter Stein die Widmung: Genio loci . . ., ja der ist das Bestimmende." „Denn die Gewitterregen der Jahrhunderte und ihre Stürme und ihre Greuel, umsonst werfen sie die Völker durcheinander, immer wieder wird die Heimaterde ihre Kinder mit der gleichen Muttermilch nähren. Immer wieder wird die Volkesseele sich wieder erheben, lebensstark, freudig und stolz. Sie vernehmen wir aus dem Weltenrauschen der Flüsse, sie schallt uns aus dem Wipfelgewoge der Wälder entgegen."

J. Charles Roux hat sie gerufen und verstanden, die Seele seiner Heimat, hat gehorcht auf die Harmonien in den Tälern, am Bergeshang, hat reifen sehen die Zeiten unter der großen Sonne der flutendurchbrausten Ebene seines Mutterlandes. Durch die Seiten seines Werkes hat er der provenzalischen Volkesseele zu ihrem schönsten Ausdruck verholfen. Wegen dieser treuen Beschäftigung mit dem Boden, dem er entstammte, ist ihm auch schon vor einigen Jahren von seinen bewundernden und dankbaren Landsleuten die Medaille gestiftet worden, deren Wiedergabe mit dem Brustbild des Autors die letzte Seite seines Buches schmückt.

Charles Roux hat schon eine ganze Reihe hochbedeutender Werke erscheinen lassen, die, jedes in seiner Art, für den Fachmann wichtig sind. Im besten Mannesalter und mitten im flutenden Leben der Gegenwart stehend, hat er von hoher Stelle aus sich besonders über handelspolitische Fragen verschiedener Gebiete geäußert.

Das vorliegende Buch schlägt eine andere Richtung ein. Es ist wie eine klare Zusammenfassung und eine vielhaltige Fundgrube für alle, die sich gern mit der neuerdings besonders auch in Deutschland so sehr geradezu zur „Mode" gewordenen Provence beschäftigen.

Kein Sommer vergeht, ohne daß auch unsere angesehensten Zeitschriften mehr oder weniger anregende Artikel über die vielbesungene Landschaft brächten. Von höchstem Interesse ist es nun, einmal einem zu folgen, der, dem Lande selbst entstammend, ihm auch den besten Teil seines Wirkens gewidmet, einen „alten Provenzalen", wie Charles Roux stolz sich nennt, selber erzählen zu hören. — Einer der ersten deutschen Versuche, auf diesen so stimmungsvollen südwestfranzösischen Lebensausschnitt hinzuweisen, erschien als Broschüre 1900 bei C. A. Lattmann in Goslar anläßlich der ersten offiziellen Wiedereinweihung der Festspiele in Orange unter dem Titel: Das französische Bayreuth von Ludwig Bräutigam.

In den verschiedensten Gegenden hat sich die Tatsache wiederholt, daß ganze Gebiete wie im Verborgenen lagen, bis Leute kamen mit hellen Augen, die da mehr sahen, als die vorüberhastende Menge, und hinwiesen auf neue, bisher unbeachtet gebliebene Schönheiten, Menschen mit einem freundlichen Blick, der wie zu voller Entfaltung ermuntert, was sich noch zage und schüchtern verbirgt.

Hier ist nicht der Platz, eingehend zu erzählen, wie in dem strahlenden Hervortreten der Provence zuerst und immer wieder ihr großer Sänger Frédéric Mistral derjenige war und ist, der alles Leben seines Heimatlandes wieder neu anfachte, der seine Sprache, seine Trachten, seine Sitten und Gebräuche, die einst an schillernden Königshöfen prunkvoll gepflegt, dann aber nur noch von einsamen Hirten als altvergessene Erinnerungen gehegt, nun zur Freude hat werden lassen für Einheimische und Fremde. Mistral ist vorbildlich vorgegangen, lange vor unserer Zeit der Heimat- und Trachtenfeste, der Heimatdichtung und Heimatkunst. Er hat der „Entdeckung" seines Heimatlandes, der Heimaterforschung sein Lebenswerk uneingeschränkt geweiht. Mistral hat dieser kulturgeschichtlichen und künstlerischen Bewegung einen solch glänzenden Erfolg errungen, der die kühnsten Erwartungen übertraf, daß man sich auch nicht wundert, wenn dies Prachtwerk von Roux der Gattin des Dichters gewidmet ist, mit einem Gedichte von Mistral selber eingeleitet wird, und wenn eigentlich von Anfang bis zu Ende es wie eine Huldigung an den Meister, ein Sichberufen auf ihn durch die Seiten geht. Mistral und die Provence sind eben zwei Namen für eine Sache, Trennung ist gänzlich ausgeschlossen, ist hier unmöglich.

Und wenn in späteren Zeiten nichts mehr vielleicht bestehen wird von den Gebräuchen und Trachten des Jetzt, wird man aus den Strophen des provenzalischen Dichterfürsten noch genau seine Zeit und sein Land wieder herstellen und sich genau wieder vergegenwärtigen können.

Trotzdem Charles Roux gar wohl weiß, daß die ruhige, stille, zielbewußte Forschung für Kulturgeschichte mit Unerbittlichkeit zu der Erklärung kommt, daß im Gegensatz zu allen konservativen Bestrebungen doch keine Volkstracht von Dauer sei, und daß alle Versuche, sie zu erhalten, etwas Künstliches hätten, so kommt doch bei den in den verschiedenen Orten der Provence sich mehrenden Trachten- und Heimatfesten soviel Heimattreue, Bodenständigkeit, Anhänglichkeit an das angestammte Land zum Ausdruck, daß nicht bloß Maler und Dichter und Sittenschilderer, sondern auch alle wahren Volksfreunde ihre Genugtuung daran haben müssen.

Roux nennt sein Werk über die Trachten in der Provence ein „Vergangenheitserinnern", weiß aber diesen Blicken, der Vergangenheit entsprossen, soviel Glanz und Freude noch für uns zu entlocken, daß wir seine Studien dankbar uns zu eigen, mit ihm sie der Gegenwart dienstbar machen können.

Er vertritt den Grundsatz, daß aus der Sprache, aus der Religion und aus der Tracht eines Volkes sich dessen Charakter, dessen Individualität ergibt, daß das Kleid des körperlichen Wesens auch zugleich die besondere Hülle des denkenden Geistes darstellt, dessen eigenartiges Gepräge trägt, daß sich für den Philosophen aus der Tracht nicht nur klimatische, sondern auch ganz besonders moralische Fingerzeige herleiten lassen.

Weiter ist geistvoll an die Erscheinung angeknüpft, daß, wenn eine Tracht allmählich verschwindet, das Volk am längsten noch seine eigenartige Kopfbedeckung behält,

um zu beweisen, daß eine auffallende Ähnlichkeit besteht zwischen Baukunst und Volkstracht, und zwar ganz besonders zwischen dem Abschluß, der Krönung, den Spitzen der Bauwerke und der Kopfbedeckung der Menschen. Und zahlreiche Bilder zeigen auch eine auffallende Übereinstimmung zwischen der Dachform der griechischen Tempel und der Mütze der Griechen, zwischen der einfachen Hütte von Hirtenvölkern und ihrer mantelartigen Kopfhülle, zwischen dem Zelt eines Kabylen und der Form, die wir dem Schädelschutz seines Bewohners gegeben finden, zwischen den zurückgestülpten Hüten der Chinesen und den Ecken der Dächer ihrer Paläste und Pagoden, zwischen der eigenartig zugespitzten Kopfhülle der Frauen zur Zeit der Entwicklung der gotischen Türme und diesen selber usw. in noch vielen Beispielen, bis zu den unschönen Zylindern und „Angströhren", die in unseren Tagen zugleich mit den ungezählten Schornsteinen der verschiedensten Dampf- und Gasanstalten, Fabrikbetrieben und Hochöfen ihre Triumphe feiern. —

Und worin besteht die wirkliche Vornehmheit, die Eigenart einer jeglichen Kleidung? Darin, daß der Einzelne, vielmehr und ganz besonders hier: die Einzelne, denn nur in der Frauentracht läßt sich heute Eigenes anbringen, — wohl im ganzen der „Mode", der Art ihrer Zeit, ihres Landes und Volkes treu bleibe, diese selbst aber im kleinen wieder „modifiziere", nach ihrer persönlichen Art, nach dem, was nur ihr und ihrem eigenen Wesen entspricht. Eine anders geraffte Falte, eine neue Einfassung, eine besonders gelegte Naht spricht oft für eine ganze Persönlichkeit. —

Besonders interessant für uns ist das Kapitel, das der Berührung der germanischen Völker mit der Provence gewidmet ist, und wo Roux darauf hinweist, wie speziell die feineren Goldschmiedearbeiten, in denen gerade die Westgoten ganz hervorragende Kunst schon in damaliger Zeit offenbarten, jetzt noch die höchste Bewunderung der Kenner erregen.

Vergangenheitsblüten all diese Pracht, Vergangenheitsblüten einst auch unserer Jahre Glanz und Schmuck, Dank aber allen denen, die liebevoll sich versenkten in Natur- und Menschenwelt ihrer Tage, die uns sehen lernten im Entwicklungslichte der Gegenwart.

Bremen. Frau Prof. L. Bräutigam.

Von Kunst und Künstlern.

Die Berliner Ausstellungen haben auch in jüngster Zeit wieder allerlei Bemerkenswertes gebracht. Zunächst möchte ich bezüglich der Ausstellung in der Akademie noch eine sicherlich allgemein interessierende Einzelheit nachtragen.

Unter den Arbeiten Watteaus erregte das im letzten Jahre seines Lebens der Überlieferung gemäß in acht Tagen gemalte, dem Kaiser gehörige Aushängeschild für den Kunsthändler Gersaint die allgemeine Aufmerksamkeit, und es überraschte einigermaßen, als von Paris aus die Echtheit dieses Werkes bestritten wurde mit dem Hinweise darauf, daß ein nach seiner Herkunft gut nachweisbares Exemplar der einen Hälfte dieses Bildes — auch das Exemplar des Kaisers ist in zwei Stücke zerschnitten — sich im Pariser Privatbesitze befindet, es unter den gegebenen Umständen kaum anzunehmen sei, daß Watteau selber zwei Exemplare hergestellt habe, das Berliner Exemplar aber, wenn auch in sehr breiter Technik, so doch immerhin so ausgeführt sei, daß es unmöglich in acht Tagen hergestellt worden sein kann.

In dieser Frage muß jeder, der das Pariser Exemplar nicht kennt, mit großer Vorsicht urteilen. Es existiert ein Stich von Pierre-Alexandre Aveline, der mit dem Berliner Exemplare nicht ganz übereinstimmt. Man hat diese Abweichungen damit zu erklären versucht, daß der Stich nach einem Entwurfe gemacht sei. Dies ist aber mehr als unwahrscheinlich. Ein Entwurf in irgendwelcher Form muß ja freilich zu jedem Gemälde gemacht werden, aber ob zu einem überraschend schnell gemalten Gelegenheitsbilde, wie das vorliegende, ein solcher, den ein Stecher an Stelle des ausgeführten Bildes zur Vorlage zu nehmen versucht sein könnte, ist doch eine große Frage. Dagegen scheint aber auch endgültig zu sprechen, daß die Legende unter dem Stiche die Größe des Originales — 5 Fuß zu 9 Fuß 6 Zoll — angibt. Es wäre sinnlos, wenn sich der Stecher so mit den Abmessungen des Originales konfrontiert hätte, während er nicht dieses wiedergegeben, und es gar in wesentlichen Punkten willkürlich verändert hätte. Die angegebene Höhe scheint nämlich (nach dem Augenmaße) mehr zu sein, als das Berliner Bild hat. Diesem fehlt aber auch oben ein ziemlich breiter Streifen des in dem Stiche dargestellten, nämlich ungefähr eine ganze Reihe der an der Wand des Kunsthändlerladens dicht gedrängt aufgehängten Gemälde verschiedener älterer Meister. Es erscheint geradezu unmöglich, daß der Stecher aus seiner Phantasie den Inhalt dieses Streifens ergänzt haben sollte. Wie dieser Zusatz sich aber zu den beiden Bildern, namentlich auch mit Rücksicht auf die angegebene Größe verhält, ist einstweilen nicht genau festzustellen. Der Umstand scheint bisher nicht genügend beachtet worden zu sein.

Die Originalität des Berliner Bildes zu bezweifeln, scheint bei seiner außerordentlichen Qualität, wenn nicht zwingende und nachweisbare Gründe gegen sie sprechen, unberechtigt. —

Bei Keller & Reiner ist einmal wieder ein Kunstwerk erschienen, das unmittelbare starke Wirkung hervorbringt, und zwar aus dem Grunde, weil es in hervorragendem Grade das besitzt, was in neuerer Zeit in der Kunst überwiegend absichtlich vernachlässigt, ja verachtet wird, nämlich einen so zu nennenden Gedanken (oder Gegenstand) und eine der Achtung für einen solchen entsprechende Ausführung. Es ist eine reichlich lebensgroße zum Kampfe schreitende Walküre zu Pferde von Stephan Sinding, in Bronze ausgeführt.

Das Werk geht auf eine frühere kleine Arbeit des Meisters zurück, hat aber erst durch diese Ausführung seine große Bedeutung gewonnen. Die rückhaltlose freudige Anerkennung dieser schließt indessen nicht aus, daß gewisse Vorbehalte gemacht werden müssen. Wird schon die Plastik immer mit der Darstellung einer Walküre dadurch in Konflikt geraten, daß sie deren Pferd notwendig auf dem festen Boden fußen lassen muß, während wir mit ihrer Vorstellung das Dahinsausen durch die Luft als notwendig verbunden annehmen, so widerspricht es völlig der Idee einer Walküre, daß ihr Pferd, das nach ihrem Willen sie stürmisch in den Männerkampf führen soll, in den sie bereits mit hochgeschwungener Lanze einzugreifen sich bereit macht, auf einem etwas holprigen, abschüssigen Wege zögernd und tastend (wenn auch lebhaft vorwärts strebend) seine Bahn sucht, so daß der Sturm, der die Kampfjungfrau in das Gefecht führen will, ihr Fortschreiten in solchem Maße überholt, daß er ihr aufgelöstes Haupthaar wie einen langen Mützenschirm nach vorn über ihren Kopf hinweg bläst. Dadurch gerät ein innerer Widerspruch in die Darstellung, über den es nur einigermaßen hinweghelfen kann, daß in dem Ausdrucke, namentlich dem körperlichen, der Walküre selber — sie sitzt mit hochgezogenen Beinen auf dem Pferde, wie wenn sie vor Ungeduld abzuspringen im Begriffe wäre! — das Drängen nach der Betätigung geradezu aufregend hervortritt. Leider wird der Kopf nur von dem Charakter der Wildheit beherrscht, der diesen Töchtern Allvaters nachgesagt wird, ohne daß aber die edle weibliche Schönheit und Empfindungsweise irgendwie daneben zur Geltung käme.

Ob man sich eine nordische Walküre nackt vorstellen kann, ist eine Frage, die ich nicht unbedingt mit Ja beantworten

möchte, ohne jedoch deswegen insbesondere einem Plastiker den Rat zu erteilen, von der Nacktheit lieber abzusehen. Wenn er sie aber wählte, dann hätte er das unverständliche, unnütze und in seinen Linien unschön den feinen Aufbau des Ganzen störende Fell (oder was es ist), das nur lose durch einen Riemen hinter ihrem Rücken festgehalten wird und zu beiden Seiten weit hinaus flattert, ohne doch gleich den Haaren der Windbewegung recht zu folgen, auch weglassen sollen.

Sinding hat durch vornehm empfundene Kunstwerke, in denen namentlich gern die Geschlechtsliebe mit innigem Ausdruck und doch ausnehmend diskreter Darstellung behandelt wird, sich einen ausgezeichneten Namen erworben und durch dieses Werk in einer ernsteren Richtung seinen Ruf sicherlich um ein beträchtliches vermehrt. Es ist in ihm ein ungewöhnlich großartiger Zug, der packt und fesselt über alle — wennschon berechtigten — Einwendungen hinweg. Wie gern erkennt man das bei einem neuen Werke an! Bruno Meyer.

Bodelschwingh.

Es gibt Leute in Deutschland, welchen der verstorbene Bodelschwingh ein fremder Mann war. Das ist ein Zeichen der Zerrissenheit unseres öffentlichen Lebens und der Zerfahrenheit, die den Menschen unserer Zeit innewohnt. Sie hasten selbst an den großen Persönlichkeiten vorüber und spinnen derweilen ihre Luftgespinste weiter.

Sehr viele kannten ihn zwar, aber sie wußten nichts Rechtes mit ihm anzufangen. Sie fügten ihn in ihre Schubfächer ein, und diese Registrierung paßte nicht.

Als er vor einigen Jahren in den preußischen Landtag gewählt war, hatte man ganz gewiß mit seiner Wahl einen guten Griff getan. Nicht als ob er ein glänzender Redner, ein führender Parteimann sein werde, nicht als ob er eine starke Arbeitskraft entwickeln werde. Aber solch ein Mann mußte auf der Tribüne der Volksvertretung einmal seine Stimme erheben. Er hatte doch seinem Vaterlande allerlei zu sagen. Aber wenn er in seiner originellen Weise im Landtage sprach, dann wurde seine Rede immer wieder durch Lachen und Heiterkeit unterbrochen. Es war nicht das rohe Lachen der Verachtung, die Heiterkeit hatte einen gutmütigen, harmlosen Zug; aber man nahm ihn doch nicht recht ernst. Ernste Männer lachten über einen, der es bitter ernst meinte. Und die Zeitungen brachten ihren Lesern mit Behagen zur Kenntnis, daß er die Minister mit „du" angeredet und in seinem Auftreten den Eindruck eines Abraham a Santa Clara gemacht habe. Redete er, so sprachen sie von einer Kapuzinade. Manche Volksschichten werden von ihm den Eindruck behalten, als sei er ein etwas harmloser, allzu origineller Mann gewesen, der mit heiterer Gutmütigkeit und gelegentlich treffender Bemerkung manches erreicht habe, was anderen nicht gelang.

Nun, er war eine originelle Persönlichkeit. Und es ist richtig: solche Originalitäten setzen mit ihrer Eigenart vieles durch, weil die Menschen unserer Zeit eine Art Erfrischung dadurch erfahren. Gerade weil die meisten so wenig persönlich und eigenartig sind, ist ihnen bei Bodelschwingh doch die Freude aufgegangen, daß die Originale noch nicht ausgestorben sind, wie man zu sagen pflegt. Man hatte auch den Eindruck des Natürlichen und Ungesuchten dabei. Es war kein Kokettieren mit Eigentümlichkeiten. Wenn er mit dem geringsten Manne an einem Tische, ja man möchte sagen von einem Teller aß, so war es so gemeint, wie er es tat. Den Unterschied konnte man bisweilen bei größeren Konferenzen in einer seiner Anstalten beobachten. Da saßen denn allerlei hohe Herrschaften mit Bodelschwingh und seinen „Brüdern" oder gar den „Brüdern von der Landstraße" an demselben Tische und aßen die oft sehr einfachen Gerichte von einem Teller und mit Löffeln, die nicht ausgewechselt wurden, ohne Serviette, womöglich ohne Tischtuch. Natürlich zwangen sie sich mit anerzogener Liebenswürdigkeit in die einfache Art hinein; aber die Gesichter neben dem Alten zu studieren, das war schon ein Genuß für sich, der satt machte.

Vater Bodelschwingh hatte wirklich Liebe zu den Verlorenen und Verlassenen. Es mochte kommen, wer da wollte — er hatte Rat und Hilfe. Verkommene Studenten, gestrandete Theologen, verkrachte Existenzen von den Höhen des Lebens, und die Brüder von der Landstraße mit dem letzten Rest von Gesundheit und Willen — für alle hatte sein reger Geist einen Platz.

Denn mit der Liebe war eine eminente Befähigung verbunden. Er konnte organisieren. Er hatte keine Zeit, müde zu sein. Ein Projektenmacher ersten Ranges, und ein Mann, der die Projekte in Tat umsetzen konnte.

Und doch ein durch und durch unmoderner Mensch! Ein Überbleibsel aus alter Zeit. Alles faßte er patriarchalisch auf, und von ihm ließ man es sich gefallen. Eine vormärzliche Persönlichkeit, wie sein Vater, der Minister. Ein Idealist der guten alten Zeit, ins Reale, Tätige, Liebestätige übersetzt. Was die alte Zeit leisten konnte, wenn sie sich von der Selbstsucht losmachte, das ist in Bodelschwingh wirklich geworden. Manche haben ihn nachzuahmen gesucht; aber die gute alte Zeit läßt sich nun einmal nicht kopieren.

Wir sind modernere Menschen. Vieles von dem, was Bodelschwingh war und tat, liegt uns nicht. Aber vor einem Christen, der keinen Feind hatte und doch fest und stark, einseitig und eckig war, wollen wir gern die Fahnen senken. Saxo.

Vom Büchertisch

„Der Professorenkant." Von Dr. H. Romundt. **Verlag von E. F. Thienemann in Gotha. 126 S. 2,40 M.**

Die wohl mehr den philosophischen Fachmann interessierende Streitschrift handelt besonders von der Bedeutung von Kants „Streit der Fakultäten" und polemisiert ferner in einer nicht immer erquicklichen Weise gegen Fichte, Schelling, Hegel, in deren „unkritischer Metaphysik" der Verfasser lediglich einen beklagenswerten Rückfall gegenüber der Kantschen Vernunftkritik erblickt. P. Chr. E.

Sören Kierkegaard, Ausgewählte christliche Reden. 2. Auflage. (A. Töpelmann, Gießen, 1909.) 3,20 Mark.

Wer die aphoristische und impressionistische, d. h. oberflächliche Art des modernen Denkens, die die Gedanken nur anschneidet, aber nie zu Ende denkt, als eine Gefahr für sein Geistesleben erkannt hat, dem sind Kierkegaards Schriften als eine Art Gesundbrunnen zu empfehlen. Die Kunst, bei jedem Gedanken bis in die letzte erreichbare Tiefe zu bohren, haben nur wenige so verstanden, wie der große dänische Prophet. Die ausgewählten christlichen Reden, die die Deutsch-Russin Julie von Rencke vor etwa einem Jahrzehnt zum ersten Male ins Deutsche übersetzt hat, haben die großen religiös-sittlichen Grundfragen des Sorgens und des Leidens zum Gegenstande. In ihrer unerbittlichen Herbigkeit liegt mehr echter Trost und wirkliche Hilfe für den Lebenskampf, als in dem liebenswürdigen Zureden und Hinwegreden unserer gangbaren „christlichen" Erbauungsliteratur. Ein Anhang bringt interessante persönliche Erinnerungen einer Nichte Kierkegaards. Der Reinertrag des Buchverkaufs ist für einen wohltätigen Zweck bestimmt

Frederking.

20 und 25 Postkolli.

Teile Ihnen mit, daß die bis jetzt von Ihnen bezogenen 20 Sendungen Rauchtabak zu meiner größten Zufriedenheit ausgefallen sind und ich bitte, schicken Sie sofort usw. schreibt Herr **Förster K.**

Senden Sie mir 9 Pfund Pastorentabak; es ist dies die 25. Bestellung; ein Beweis, daß Ihre Lieferungen sehr gut waren, schreibt Herr **F. B.**

Obenstehende Anerkennungen empfing die auch den Lesern unserer Zeitung bekannte Firma **Emil Köller** in **Bruchsal** in Baden unaufgefordert, und wir können es nicht unterlassen, auf das ausführliche Inserat der durch ihre Reellität allseits beliebten Firma, welches in der heutigen Nummer dieser Zeitung erscheint, hinzuweisen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 17.

Berlin
Bremen.

27. April 1910.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Abflauen der Austrittsbewegung? — Stille Arbeit der Orthodoxie. — Aus Thüringen. — Zur Polenfrage. — Der Karfreitag. — Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt. — Eine Krise in Bayern? — Versammlungskalender. — Anzeigen.

Tagebuch.

Abflauen der Austrittsbewegung? Herr Lic. Mumm verkündet es, die Kirchlich-sozialen treiben zu harten Maßregeln gegen die Ausgetretenen, um abzuschrecken — die Zeitungen aber melden, daß allein bei einem Berliner Amtsgericht (Berlin-Mitte) seit 1. Januar fast 800 Austritte erfolgt seien!!!

*

Stille Arbeit der Orthodoxie. Die Berliner „Volkszeitung" berichtet folgende Fälle: Ein liberaler Pfarrer gibt in einer Privat-Töchterschule Religionsunterricht. Plötzlich erklären einige orthodoxe Eltern, sie würden ihre Kinder aus der Schule nehmen, wenn der liberale Pfarrer weiter den Unterricht erteilt. — Im liberalen Parochialverein ist Familienabend, der Vortrag gilt der Königin Luise. Ein Rektor und Gesanglehrer mit einer Sängerklasse hat die Mitwirkung zugesagt — plötzlich treten beide zurück. — Ein liberaler Pfarrer hat die Pflegestation, die mit Diakonissen besetzt ist, gebeten, ihn in schweren Krankheitsfällen zu seinen Gemeindegliedern zu rufen. Er wird nicht gerufen, erfährt aber, daß orthodoxe Geistliche der Nachbargemeinde herbeigeholt werden. — Warum die Kleinlichkeiten! Um zu zeigen, wie man auf jener Seite eine Sonderkirche in der Landeskirche konstituiert, wofür ein besonderes klassisches Beispiel (St. Marcus in Berlin) uns demnächst beschäftigen wird.

*

Aus Thüringen. Die evangelisch-prot. Vereinigungen veranstalteten vor kurzem in den einzelnen Staaten Thüringens Versammlungen, die sich stets eines recht guten Besuches erfreuten und einen anregenden Verlauf nahmen. Am 18. März d. J. sprach in Coburg Professor D. Weinel aus Jena über Jesus und Paulus. In seinen geistvollen Ausführungen betonte er die eigentümliche Lehrweise des Heidenapostels, die scheinbar im Gegensatz zur schlichten Lehre des Evangeliums steht und führte den Nachweis, wie das Wesen des Christentums, so verschieden in der Form, doch von beiden gleichmäßig als sittliche Erlösungsreligion gegenüber sittlicher Gesetzesreligion erfaßt worden sei. — In Hildburghausen hielt Pfarrvikar Seusing vor einem äußerst zahlreichen Publikum — besonders die Lehrer- und Damenwelt war stark vertreten — einen Vortrag über das Thema: „Hat Christus gelebt? eine Kritik der Drews'schen Christusmythe." In dem Vortrag, der von einem gründlichen Studium der betreffenden Materie zeugte und äußerst sorgfältig abgefaßt war, gab der Referent ein Bild der von dem Philosophen A. Drews neuerdings verfochtenen Ansichten gegen den historischen Christus und widerlegte diese an einer ganzen Reihe von Beispielen. Wenn auch der Tagesordnung nach keine Diskussion vorgesehen war, so gab doch der Vorsitzende der Versammlung anheim, in eine Aussprache einzutreten. An dieser beteiligten sich nicht bloß berufene Vertreter der Kirche, sondern auch Laien, und mancher treffliche Gedanke kam dabei zum Ausdruck. Jedenfalls hat die große Zuhörerschaft viele interessante Anregungen über das zeitgemäße Thema erhalten.

*

Zur Polenfrage folgende interessanten Ausführungen eines katholischen Pfarrers in dem von der Pfarrgeistlichkeit herausgegebenen „Katholischen Kirchenblatt" der St. Josephs-Gemeinde Gelsenkirchen-Ueckendorf Nr. 10:

Es gibt deutsche Priester, die mit zäher Ausdauer Polnisch gelernt haben, auch mit vieler Mühe Polnisch predigen. „Als wenn ich Lateinisch reden müßte, so lerne ich Satz um Satz meiner polnischen Rede auswendig," sagte ein Kaplan, der Slawisch predigte. „Wie wenn ein Huhn krähen will, so lautet die polnische Predigt eines deutschen Geistlichen," sagte mir vor einigen Jahren ein Westpreuße. Jedenfalls gelingt es nur wenigen Talenten, in einer fremden Sprache frisch von der Leber weg seinen Gedanken rednerischen Ausdruck zu verleihen.

Selbst in der Muttersprache kann nicht jeder gut reden. Wir Deutschen sind vielleicht unter allen Völkern am wenigsten redegewandt, das ist ein Lob so sicher, wie manches Gerede Blech ist und Schweigen Gold. Was sollen wir also tun, um unsern Pfarrkindern aus den östlichen Provinzen Gottes Wort zu verkünden? „Priester kommen lassen aus Galizien," sagte ein polnischer Agitator, „sie kommen gern". Vor einigen Jahren war ein Priester von dort zur Aushilfe hier. Er sprach von der Kanzel zu seinen „lieben Landsleuten," statt zu „andächtigen und lieben Christen". Preußen, Oesterreich und Rußland waren ihm drei Geier, die sich in Polen eingekrallt haben. Das ist Nation, aber keine Religion.

Ich bleibe dabei, daß es den meisten Frauen und fast allen Männern bei gutem Willen möglich ist, unsere Predigt zu verstehen. Wenn zu leise oder zu hastig gesprochen wird, verstehen auch andere manches nicht. Auch ich bin der festen Ueberzeugung, daß von den 738 Frauen und Männern, welche in den letzten Tagen des eifrigen guten Paters Beichtstuhl umlagert haben, weitaus die meisten ebenso gut bei einem deutschen Priester beichten konnten. Wenn man das einem fanatischen Polen sagt, dann schimpft er in gutem Deutsch.

Wir alle wären gern bereit zu helfen, wo es mit dem Ausdruck hapert. — Im Vinzenzverein, im Elisabethverein und in der privaten Seelsorge werden wir gut verstanden und werden uns die Wünsche und Anliegen deutlich genug vorgetragen. Warum soll es bei gutem Willen und ernstem Streben auf religiösem Gebiete nicht möglich sein? „Ich bin schon zehn Jahre hier und kann noch kein deutsches Vaterunser", das ist eine Redensart, deren man sich schämen sollte. „Wenn das Kirchenblatt polnisch wäre, zahle ich auch zehn Pfennige, so lese ich es umsonst", ist dummdreistes Geschwätz. „Zehn Pfennige Strafe für jedes deutsche Wort" ist Fanatismus. „Eine Kaisergeburtstagsfeier ohne Kaiserhoch" ist Heuchelei.

Das praktische Pfingstwunder wird schwerlich eine Wiederholung bei den Geistlichen des Industriegebiets erfahren. Wenn alle Pfarrkinder sich von gutem Willen beseelen und von hetzerischen Phrasen nicht beeinflussen lassen, so wird manche heilige Kommunion mehr möglich sein und dem lieben Pater seine Arbeit erleichtert werden.

„Herr Pastor, da haben Sie aber ins Wespennest gegriffen, das wird böses Blut machen", denken vorsichtige Politiker. Ach, das schadet nicht, es ist die Wahrheit, und die es nicht vertragen können, sollen es nicht lesen oder — sollen diesmal ausnahmsweise kein Deutsch verstehen.

*

Der Karfreitag wird von der katholischen Kirche nicht als voller Feiertag gerechnet und begangen. Das hat zu vielen Konflikten mit Protestanten Anlaß gegeben. Jetzt setzt in Bayern unter Zustimmung der Zentrumspresse eine Bewegung für die Karfreitagsfeier ein, nicht nur um den Protestanten entgegenzukommen, sondern auch, weil das Bedürfnis in katholischen Kreisen nach einer Karfreitagsfeier wächst. Die Kirchenbehörden haben dazu sich noch nicht geäußert.

Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

I.

Wenn die Sage von der großen Flut, die am Beginn der Menschheit gewesen sei, wenn Märchen und kultische Sitten an vielen durch weite Strecken Landes und Meeres getrennten Kulturgebieten gleichzeitig gefunden werden, so streiten sich die Gelehrten darüber, ob hier von einer Stelle aus Sage und Brauch gewandert sei von Ort zu Ort auf Wegen und durch Wandlungen im Völkerleben, die wir nicht mehr kennen, oder ob wir es hier mit Schöpfungen des Menschengeistes zu tun haben, die kommen müssen in Ost und West und Süd und Nord wie Lachen und Weinen.

Wenn jetzt das Rassen- und Nationalproblem, wie uns Witte in einem Aufsatz des Hauptblattes in Kürze zeigen wird — nicht nur in Japan und China, nicht in Indien allein, sondern auch in Afrika gleichzeitig auftritt und die Kolonisation und Mission gefährdet und wandelt, so mögen andere die Frage dieser gleichzeitigen Entstehung oder die Vergleichung mit ähnlichen Vorgängen in der Geschichte der alten Christenheit (Monophysiten, Donatisten usw.) verfolgen, wir stellen diese Gleichzeitigkeit fest und freuen uns des modernen Verkehrs, der uns ermöglicht mitzuerleben, was in tausend Meilen Entfernung geschieht. Vertrauter wird uns dadurch der Gedanke, daß auch das religiöse Leben Bewegungen gleichzeitig erlebt, die einen Fortschritt bringen über die bisherige Form ganz gleich in welchen geschichtlich gewordenen Religionen: Im Islam, wie im Christentum, im Buddhismus, wie in den ostasiatischen Religionen — schon die Beobachtung, daß da überall religiöser Fortschritt, Weiterwollen und Weiterkommen sich findet, ist im höchsten Maße interessant.

Aber auch innerhalb des Christentums — im Katholizismus und Protestantismus, in den großen Freikirchen, wie in den Landeskirchen vollzieht sich ein Prozeß des Fortschritts in der Entwicklung, der keines pommerschen Superintendenten, keiner Pastoralkonferenz zorniger Rede weicht, den auch der Bannstrahl Pius X. gegen den Modernismus nicht aufhalten kann. Wie steht es um diesen Fortschritt — um jenes freie Christentum, das in allem Kirchentum nicht gebunden werden kann, das in ihm lebendig bleibt und vorwärts treibt die Menschen und die Institutionen vermöge der ursprünglich in ihm liegenden Werdekraft. Wie steht es mit diesem freien Christentum in Holland, Schweden, Amerika, Italien, Frankreich, Deutschland usw.

Solche Fragen und Gedanken haben vor 10 Jahren eine Anzahl Amerikaner bewegt und den Plan eines Kongresses entstehen lassen, auf dem die sich aus aller Herren Länder, wie aus aller Religionen Bezirken zusammenfinden sollten, um Bericht zu erstatten, gemeinschaftlich große religiös-sittliche Themata zu behandeln, einen Austausch der Gedanken und Kräfte durch Berührung der Persönlichkeiten zu vermitteln. Der erste Kongreß ist dann 1901 in London und ferner sind solche Kongresse gewesen in Amsterdam, Genf und Boston.

Von deutschen Männern haben von vornherein der verstorbene Pfleiderer, der Schweizer Schönholzer, der Berliner Pfarrer D. Max Fischer und der freireligiöse Prediger Schieler die Entwicklung und die Arbeiten des Kongresses verfolgt. Zum Bostoner Kongreß erhielten außer Eucken, der nicht persönlich kommen konnte, D. Pfleiderer, D. Martin Rade, der Herausgeber der „Christlichen Welt", und D. Max Fischer Aufforderung zu Vorträgen. Zu gleicher Zeit begannen Verhandlungen über die nächste Tagung in Deutschland. Der Protestantenverein im Bunde mit den Verbänden der Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen und in Hannover gab dem D. Fischer den Auftrag mit, den Kongreß für 1910 nach Berlin einzuladen, in Boston wählte man D. Rade mit ins Komitee, und zunächst persönlich schloß er sich der Einladung an, ihm trat die Generalversammlung der Freunde der Christlichen Welt in Eisenach 1909 bei. So ist es gekommen, daß wir vom 6.—10. August in Berlin einen Weltkongreß für Freies Christentum und religiösen Fortschritt haben werden. Jene vier großen Verbände haben in herzlicher Einmütigkeit in mehreren Sitzungen die Vorbereitungen so weit gefördert, daß nun der Aufruf, der dieser Nummer beiliegt und über 500 Namen in seinen Unterschriften enthält, ausgehen kann. Wer seinen Namen vermißt, hadre nicht mit dem Komitee, das durch seine einzelnen Vertreter nur nach allgemeinsten Gesichtspunkten hat persönlich werben lassen. Nicht das Komitee, oft der einzelne, der eine Persönlichkeit vergaß oder der nicht an alle schreiben konnte, an die er gern geschrieben hätte, die endliche Grenze, die auch durch die Druckkosten und die Ungefügigkeit des Umfangs schließlich gefunden werden mußte, haben hier Schuld, dürfen aber gewiß keinen Anlaß zur Verstimmung bieten. Gemeint sind alle, die ein Herz für diese Sache haben. Für heut' genug. Wir sprechen noch von der Gestalt des Berliner Kongresses im einzelnen, von allerlei Einwänden gegen ihn und von der Arbeit unseres Kreises für ihn.

Eine Krise in Bayern?

Die bayerische Landeskirche r. d. Rh. lebte bis vor kurzem in einer gewissen Verschalung. Darin lag die Gefahr der Stagnation und Verengung. Man wollte von einem Erbe zehren, das man nicht erworben hatte und so verlor man allmählich den Zusammenhang mit der Geisteswelt des Protestantismus. Daß ich deutlicher rede. Die bayerische Landeskirche, die durch das im Jahre 1818 erschienene Religionsedikt zur selbständigen, mit den Katholiken gleichberechtigten Kirche verfassungsgemäß erhoben wurde, hat wohl fast alle religiösen und theologischen Bewegungen innerhalb der deutschen Lande gespürt, aber nur selten eigentlich miterlebt. Tiefgehende, aufwühlende Strömungen in anderen Landeskirchen berührten nur in schwachen Wellenschlägen die religiösen Geister im Bayernlande. Der sogenannte Rationalismus hatte wohl auch hier seine Vertreter, ja er hat sich gerade am längsten in Bayern gehalten in vereinzelten markanten Gestalten (z. B. Witschel, von Ammon), die Gemeinden dagegen blieben großenteils davon bewußt unberührt. Natürlich erlebte man auch hier dann ein sogenanntes Wiedererwachen des Glaubenslebens, eine Reaktion, der wiederum typische Vertreter (Krafft, Löhe, Harleß) ein bis in die Gegenwart heranreichendes Gepräge geben. Ja die vielgenannte „Erlanger Schule" unter der Führung eines Hofmann und Frank brachte es zu einem durchgreifenden Einfluß, der weit über die Grenzen Bayerns hinausreichte. Diese beiden fanden aber nicht bloß treue Schüler, sondern auch gesinnungstüchtige Anhänger, und da sie ausschließlich Systematiker waren — Hofmann hat die Geschichte spekulativ vergewaltigt — so förderten sie bei den unselbständigen Geistern den bekenntnismäßigen Traditionalismus. Systeme, namentlich theologische, sind immer so eine Art von sanftem Ruhekissen gewesen, auf dem träge Geister gerne schlafen. Aus dieser gemächlichen Ruhe wurde man durch die mannigfachen Bewegungen außerhalb der blau-weißen Grenzpfähle nicht aufgestört. Einige Ritschlianer tauchten wohl auf, aber ihre Isolierung ließ sie gar bald in ihrer Propaganda ermüden; der schwere Existenzkampf, der tatsächlich bei vielen bayerischen Pfarrern einem Kampf ums Dasein gleichkommt, machte gefügig. Denn darin sehe ich im letzten Grunde auch die Ursache für die vielfach zutage tretende, höchst beklagenswerte geistige Trägheit so vieler bayerischer Pfarrer — ihre oft jämmerliche Besoldung — auch nach der geradezu unwürdigen Aufbesserung von seiten des Ministeriums — macht es fast unmöglich, auf der Höhe der Zeit zu bleiben. So müssen sie großenteils mit dem auskommen, was ihnen während der Studentenzeit geboten wurde, und so sind die allermeisten von ihnen bekenntnismäßig treue Anhänger der alten „Erlanger Schule", vielleicht hier und da mit einem Einschlag ins Modern-Positive, wobei auf das letzte Wort der Nachdruck zu legen ist.

Und wenn ich nach weiteren Gründen für die ausschließliche Herrschaft der Orthodoxie in Bayern suche, so glaube ich, daß der Volkscharakter auch sein Teil dazu beiträgt. Der Bayer ist von Natur aus gutmütig, aber auch denkfaul und träge; darum ist ihm die konservative Richtung, auch im Religiösen, sehr lieb und angenehm. Er braucht sich dabei nicht aufzuregen, und es besteht keine Gefahr, daß er sein Gleichgewicht verliere. Der Bayer ähnelt in diesem Punkt vielfach dem Mecklenburger, der auch die Stagnation lieber hat als die Bewegung. Das an und für sich quietistische

Luthertum hat dies Moment ja bedeutend verstärkt. — Und noch ein anderer Grund kommt hinzu: der indirekte Einfluß der katholischen Kirche durch die zahlreichen Mischehen. Man will nicht als glaubenslos in den Augen der anderen gelten, man will seinen Glauben ebenso zur Schau tragen. Viele Pfarrer täuschen sich darum sehr, wenn sie einen guten Kirchenbesuch für ein Zeichen von Frömmigkeit halten und rühmen — es ist lediglich die Macht der Gewohnheit. Steht doch die persönliche Opferwilligkeit in gar keinem Verhältnis dazu; die allerwenigsten Diener am Reiche Gottes (Missionare, Diakonen) sind aus Bayern hervorgegangen.

So standen die Dinge innerhalb der lutherischen Landeskirche Bayerns r. d. Rh. bis vor wenig Jahren. Da kam auf einmal Bewegung in sie hinein. In der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg traten zwei vom Stadtmagistrat gewählte und geschützte Pfarrer (Dr. Geyer und Dr. Rittelmeyer) auf und bekannten sich offen in Predigten und in Schriften als Anhänger der liberalen Richtung in der Färbung der „Christlichen-Welt"-Freunde. Diese beiden fanden bald, vorzüglich unter den jüngeren Geistlichen, etliche Anhänger, die von seiten ihrer orthodoxen Vorgesetzten mancherlei Zurücksetzung zu erdulden hatten. Denn die altgläubigen Pfarrer, in ihrer Ruhe gestört, erhoben einen wahren Sturm gegen diese „christusleugnenden" Neugläubigen, wogegen die irenischen Erklärungen und Entgegnungen der Angegriffenen in grellem Gegensatz standen. Es würde viel zu weit führen, alle einzelnen Phasen dieses Zwistes hier zu schildern; man suchte in gutem Willen nach gegenseitigem Verständnis und man kam doch immer weiter auseinander, weil die Gegensätze tiefer lagen, als man sich es anfangs gestand. Eine öffentliche Parteibildung wurde absichtlich vermieden, wenn man sich auch in Gruppen zusammentat: eine linke, eine rechte und eine versöhnliche mittlere. Der Führer dieser Mittelgruppe war der damalige Rektor der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt D. Bezzel, der durch seine irenische Haltung das Vertrauen der gegensätzlichen Richtungen sich erwarb. Bezzel erkannte nicht die Schärfe und Tiefe des Gegensatzes, und auch die linke Gruppe verhielt sich zu vertrauensselig. Da wurde Bezzel infolge eines regelwidrigen Schachzuges plötzlich Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in München. Allein der neue Präsident, der auf seinem engbegrenzten Gebiet mit rühmenswertem Opfermut Tüchtiges geleistet hat, scheint, an hohe Stelle durch Zufall gestellt, der Weite des Blickes für die eigentlichen Aufgaben eines evangelischen Kirchenfürsten zu entbehren, die nie und nimmer auf dem Gebiet der Lehrzucht, sondern nur auf dem der Förderung und Leitung der Landeskirche liegen. So hat er denn in der letzten Zeit zwei Erlasse herausgegeben, die tief bedauerlich sind und äußerst peinlich in den Augen aller Einsichtigen und Mitfühlenden wirken mußten, weil sie nur zu deutlich erkennen lassen, wie wenig Bezzel sich der Konsequenzen seiner Maximen bewußt ist. Obwohl das eine dieser Schriftstücke persönlich versandt wurde und nur durch Vertrauensbruch der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist, so darf es, nun einmal in weitere Kreise gedrungen, auch hier zur Klärung der Lage nicht übergangen werden.

Seit dem Jahre 1856 existierte für die bayerischen Predigt- und Pfarramtskandidaten eine mehr als rückständige Verpflichtungsformel, und man hoffte von Jahr zu Jahr, daß sie einer zeitgemäßeren endlich einmal weichen würde. Statt dessen wurde sie in nur wenig veränderter Form kürzlich von neuem herausgegeben und die Anordnung getroffen, daß die Kandidaten „von nun an nach folgendem Wortlaut" verpflichtet würden:

„Ich N. N. verspreche, daß ich in den mir übertragenen oder von mir übernommenen Predigten, Unterrichtsstunden und sonstigen mir zustehenden Funktionen, welcher Art sie seien, sorgfältig die geoffenbarte Lehre des heiligen Evangeliums nach dem Bekenntnis unserer evangelisch-lutherischen Kirche rein und lauter verkündigen, in keinem Stück mit Wissen von ihr abweichen, geschweige ihr widersprechen, oder durch unsichere und zweifelhafte Lehren, die dem Bekenntnis meiner Kirche nicht gemäß sind, Anstoß geben will. Dabei will ich nichts unterlassen, um mich in der Erkenntnis der schriftgemäßen Wahrheit und in dem Bekenntnis meiner Kirche immer tiefer zu begründen und zu voller Glaubensgewißheit darüber zu gelangen, wonach ich mit Wort und Tat, in meinem Studium und meinem Wandel eifrig zu trachten mich hiermit ausdrücklich und mit Namensunterschrift verpflichte."

In bitterem Schmerz fragt man sich ob solch einer Verpflichtungsformel, ob denn wirklich die ganze reiche Geschichte unserer Theologie im 19. Jahrhundert Konsistorialräten und Kirchenbeamten ganz und gar unbekannt geblieben ist. Es ist ein Vergehen wider den in der Geschichte waltenden Geist Gottes, eine derartig intolerante, traditionalistische Formel jungen, eben von der Universität abgehenden Kandidaten aufzuerlegen.

Da der Wortlaut des Rundschreibens als bekannt vorausgesetzt werden darf (vergl. Protestantenblatt Nr. 14), so beschränken wir uns hier auf eine kurze sachliche Würdigung.

Wer das Schreiben mit aufmerksamem Sinnen liest, wird sofort merken, daß es von einem Manne verfaßt ist, der die Nöte der Zeit mehr aus orthodoxen Kirchenblättern kennt, als daß er sie selbst durchlebt hätte und wirklich mitfühlte. Denn die wehmütige, weltflüchtige, fast eschatologische Stimmung, die über dem Ganzen liegt, zeigt, wie wenig der Verfasser von den aufsteigenden religiösen Lebensmächten, von den neu erschlossenen seelischen Tiefen der Religion berührt ist. Wir sehen aber auch deutlich, wie verhängnisvoll verengend ein ausschließlicher Biblizismus werden kann, wie er die Blicke trübt für das vielgestaltige geistige und religiöse Leben unserer Tage. Wer einmal eine Geschichte der Bibel schreibt — und sie muß einmal geschrieben werden —, der darf darin ein umfangreiches Kapitel nicht vergessen über die falsche Wertung der Bibel in der christlichen Kirche. Der reiche Segen, den sie der Menschheit brachte, drohte gar oft durch der Menschen Unverständnis in Unsegen umzuschlagen. Die biblische Welt- und Lebensanschauung hat große Charaktere hervorgebracht, allein die Größe war gar oft mit einer weltfremden Einseitigkeit verbunden, welche tiefgreifende Wirkungen der christlichen Lebenswerte in der breiteren Masse nicht umfassend zum Durchbruch kommen ließen. Wir freieren Protestanten arbeiten unermüdlich daran, die mannigfaltige Welt in Natur und Menschenleben in das Licht einer religiösen Betrachtung zu stellen, die Menschen die Dinge des Erdenlebens sub specie divinitatis betrachten zu lernen. Doch unser Blick ist frei, aufgeschlossen der ganzen Gotteswelt; wir können es nie und nimmer glauben, daß alles Gotteserleben, alles religiöse Fühlen und Denken nur an die Bibel gebunden sein soll.

Und von diesem unserem Standpunkt aus zollen wir der bekannten Kundgebung des bayerischen Präsidenten des Oberkonsistoriums, die einem geängsteten und gebundenen Gemüt entsprungen, als dem Gewissenszeugnis eines altgläubigen, aufrichtig frommen Mannes unsere tiefe Achtung und hoffen, daß der Herausgeber es auch als solches gewertet wissen wollte. Wir müßten aber alle, die von frohem Herzen Protestanten sein wollen, entschieden Stellung gegen ihn nehmen, wenn er in unevangelischer Weise seine persönliche Glaubensüberzeugung zur Glaubensnorm der Landeskirche machen wollte. Ob dies der Fall oder nicht, wird die Zukunft zeigen. Wir aber bitten einstweilen zu Gott, daß er auch der bayerischen Landeskirche r. d. Rh. die wahre evangelische Gewissensfreiheit und damit den ersehnten Frieden geben möge!

Versammlungskalender.

17.—19. Mai: Evangel.-sozialer Kongreß in Chemnitz.
30. u. 31. Mai: Reformtag des Vereins für freies Christentum in Luzern.
27.—29. Juni: Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag in Rostock.
30. Juni: desgl. in Lübeck.
6.—10. August: Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt in Berlin.
25.—28. September: Evangelischer Bund in Chemnitz.

Zur Herstellung von

Kettenstern-Seife
Kettenstern-Creme

(man achte genau auf die Marke)
wird Lanolin (Adeps lanae) der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei benutzt.

Preis per Stück Seife 25 Pfennige, 3 Stück 65 Pfennige
Creme in Dosen und Tuben von 10 Pfennigen an.

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach.

Hoepner & Sohn, G. m. b. H., Delmenhorst.

Sparsame Frauen, stricket nur Sternwolle

Orangestern, Blaustern } feinste Sternwollen
Rotstern, Violetstern } hochfeine Sternwollen
Grünstern, Braunstern } beste Konsum-Sternwollen

Strümpfe und Socken aus Sternwolle sind die **billigsten**, weil an Haltbarkeit im Tragen unübertroffen!

Reklame-Plakate auf Wunsch gratis!

Norddeutsche Wollkämmerei & Kammgarnspinnerei, Altona-Bahrenfeld.

Th. Mannborg, Leipzig-Li. Angerstrasse 38.

Königl. Hoflieferant. Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saug-windsystem. Höchste Auszeichnungen.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Talarstoffe **Gelegenheitskauf**, in reinwoll. Kaschmire und Tuche direkt aus der Fabrik (50 % billiger als in Handlungen). **Camillo Junghanns, Mülsen St. Micheln** (Post: Mülsen St. Jacob i. Sachsen).

Studien- u. Erholungsreisen 1910

für alle Stände: **Ostern ganz Italien** (16 Tage, M. 320), do. **Griechenland** (14 Tage, M. 430). — Sommer: **Norwegen** (12 Tage, M. 250), **Nordkap** (20 Tage, M. 500), Spitzbergen (27 Tage, M. 600), **Schottland-Island** (24 Tage, M. 400); gr. **Mittelmeerfahrt** bis **Nord-Afrika** (19 Tage, M. 360); **Griechenland—Konstantinopel—Kleinasien** (26 Tage, M. 675); 3 billige Orientfahrten **Aegypten und Palästina** (25 Tage, M. 390). Auskunft und **Prospekte gratis. Reise-Auskunftei P. Heinsen.** Hamburg 19, Eimsb. Ch. 133.

Praktisch! — Grosse Ersparnis!

Krawatte mit auswechselbarem Band.

Jeder Krawatte ist ein 2. Band beigegeben, das auf einfachste Art an die Krawatte angebracht werden kann, nachdem das alte abgetragene Band herausgenommen worden ist. **Lieferung direkt an Private zu Fabrikpreisen.** Man verlange Auswahlsendung unt. Angabe, ob Schleifen, Plastrons o. Regatten gewünscht w

Schubert & Glass, Plauen (Vogtl.)

Arvedshof. Die Jahreskurse der **haus- und landwirtschaftlichen Frauenschule** beginnen jeden 1. April und 1. Oktober, die der **Gartenbauschule** desgleichen sowie am 15. Januar. — Prospekte versendet die Gründerin und Besitzerin **Frau Baurat Dr. Rossbach** auf **Arvedshof**, Post- und Bahnstation **Hopfgarten** V, Bez. Leipzig.

Kgr. Sachs. **Technikum Hainichen** Maschinen- u. Elektrotechnik. Ing., Techn. u. Werkm. Brückenbau. Prgr. fr. Lehrfabrik

Zeitschrift f. Missionskunde und Religionswissenschaft.

Jahrgang 5 M.

Inhalt von Heft 3:

1. Das Gebetsrad im japanischen Buddhismus. Von D. Haas, Heidelberg.
2. Eine japanische Abschwörungsformel aus der Zeit der Christenverfolgung in Japan. Von D. Haas.
3. Eine japanische Urkunde aus den Tagen des unterdrückten Christentums. Von D. Haas.
4. Selbstbiographie eines chinesisch. Lehrers. Vorbemerkungen von Pfarrer Wilhelm, Tsingtau.
5. Aus der Mission der Gegenwart. Von Miss.-Insp. Lic. Witte
6. Aus Zeitschriften und Jahresberichten.
7. Literatur.
8. Aus den Zweigvereinen.

R. Ritter & Co.

Ober-Ingelheim a. Rhein.

Sie fahren gut, wenn Sie Ihren Bedarf direkt beim Weingutsbesitzer decken.

Rhein- und Moselweine

eigener Kelterung von M. 0,75, M. 0,85 ab per Liter oder Flasche.

Ober-Ingelheimer Rotweine

M. 0,95, 1,15, 1,25 2c. per Liter oder Flasche franko Ingelheim a. Rh.

Weinberge erster Lagen in **Ober- und Nieder-Ingelheim.**

Lieferant vieler studentischen Verbindungen, christlicher Anstalten, Krankenhäuser, Vereinshäuser, z. B. Barmen, Heidelberg, Leipzig, Wetter a. Ruhr.

Täglich Anerkennungen aus ersten Kreisen.

Proben und Preisliste gratis gerne zu Diensten.

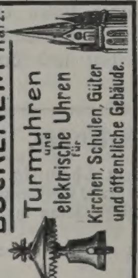
Erste Auszeichnungen.

Obstbau-Kolonie „Eden" Oranienburg

Fruchtsäfte Marmeladen, Gelees, Kompottfrüchte naturrein, ungegoren, von grossem Nährgehalt, ohne chemische Konservirung. Preislisten m. ärztl. Gutachten frei.

J. F. Weule BOCKENEM a/Harz.

Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.



Für Blutarme!

Roussillon

vorzüglicher **Rotwein** aus französisch. Trauben, 12 Fl. M. 12 franko gegen Nachn.

Heinrich Wolf Weinhandlung, **Mainz.**

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

11.—20. Tausend.

von Soden contra Drews!

Hat Jesus gelebt?

Aus den geschichtlichen Urkunden beantwortet von Professor D. Hermann von Soden.

8° 3½ Bogen. — Preis 50 Pf.

Protestantischer Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.